

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 169.

Samstag, 22. Juli.

1916.

(81. Fortsetzung.)

Die Braut aus Kanada.

Roman von Hedda von Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

Eines Tages ließ Fred den Lehrling Fritz Kunstmann in sein Privatkontor kommen. „Ich betrachte Sie als ein Vermächtnis meines Bruders“, sagte er ihm in der kurzen, aber nicht unfreundlichen Art, die er seinen Untergebenen gegenüber hatte. „Von Ihrer Führung und Ihren Leistungen wird es abhängen, ob ich für Ihr ferneres Fortkommen Sorgen tragen werde oder nicht.“

Fritz Kunstmann stotterte seinen Dank.

Der Chef schloß ihm stets einen unbändigen Respekt ein. Ob, Herr Delarue würde sich auf ihn verlassen können. In allen Stücken dachte er, von ihm würde es hier niemand erfahren, daß Herr Baron Strodttmann dem Fräulein Santen nachgereist war. Wo aber mochte Fräulein Santen sein? Darüber zerbrach sich Fritz oftmals den Kopf. Sie war immer so freundlich gegen ihn gewesen und hatte ihm noch vor ihrer Abreise gesagt: „Sie sollen auch eine Karte von mir bekommen, Fritz.“ Und nun erfuhr er nichts über sie, denn er getraute sich doch nicht, den Chef zu fragen, ob er es wüßte. Die Vermutung, daß sie bei dem Eisenbahnunglück auch ihren Tod gefunden haben konnte, kam ihm nicht. Das hätte dann schon in der Zeitung gestanden, sagte er sich, als er diesen Fall einmal flüchtig erwogen hatte.

In Lübeck bildete Harald Strodttmanns tragisches Ende noch lange ein ergiebiges Gesprächsthema. Man fand dort allgemein jetzt nur Gutes von ihm zu berichten, hier und da wurde auch Henriette Santen mit seinem tragischen Schicksal in Verbindung gebracht.

Genaueres darüber wußte jedoch niemand.

Im Laufe des Sommers kam der junge Börsdorf von einer Sprößfahrt nach Hamburg zurück und erzählte beiläufig seinen Freunden, daß er dort Henriette Santen gesehen habe: „Jawoll — sie war es, tollfisch, ganz in Schwarz gekleidet. Ich hätte sie kaum wiedererkannt, so sehr hat sie sich verändert. Blau war sie und unheimlich schlank — aber ihre Augen schienen mir noch schöner geworden zu sein. Wer einmal Henriette Santens Augen gesehen hat, der vergißt sie nicht mehr“, fügte er schwermütig hinzu und blickte still in sein Glas.

„Na — na, der gute Benno schwärmt schon wieder, versuch es doch aufs neue bei der Santen. Vielleicht hast du jetzt mehr Chancen, wo Strodttmann tot ist.“

„Daß das“, fuhr Börsdorf scharf auf den Sprecher ein, „laß die Toten in Ruhe und die Lebenden ebenfalls. Wer ein ungehöriges Wort über Fräulein Santen verliert, bekommt es mit mir zu tun.“

Damit war auch in diesem Kreise der Lübecker „jennesse d'orée“ das Kapitel „Henriette Santen“ erledigt.

Es hieß jetzt in Lübeck allgemein in der Röhnstädtschen Verwandtschaft und Freundschaft, daß Frmgard und Fred Delarues Verbindung nur noch eine Frage der Zeit wäre.

Frmgard wollte mit der Baronin Strodttmann in Oberitalien. Das Trauerjahr, so sagte man, mußte ja

noch abgewartet werden, aber dann stünde der Hochzeit nichts mehr im Wege. Daß Konsul Röhnstädts ihre Tochter entführten, sie monatelang bei ihrer zukünftigen Schwiegermutter weilen ließen, war ja der beste Beweis für die Richtigkeit der Vermutungen in bezug auf sie und Fred.

Tiefblau, von glühendem Sonnenschein hell überstrahlt, rollte der Dresdner beim Badeort Skodsborg kleine, kurze Wellen gegen das flache Ufer.

Fische, schlauke Kopenhagenerinnen radelten auf dem Strandweg hart am Wasser. Ihre weißen Autoschleier, über englischen Strohhüten zusammengeknötet, wehten lustig im Winde.

Zwei Damen schritten am Strande dahin. Ein schneeweißer Budel umkreiste sie in großen Sprüngen.

Die ältere der beiden trug ein auffallendes, grünes Sommerkleid, mit sehr viel Cremespitzen besetzt. Die Jünger, schlauke an ihrer Seite in weißem Leinenkleid, mit schwarzer Seidenschärpe und im großen, schwarzen Hut war eine Erscheinung von eigenartiger, durchgeistigter Schönheit.

Sie bogen in langsamem Dahinschreiten in den Weg ein, der durch den Wald bis zur Bahnstation führt.

„Wir müssen uns beeilen, Schimmelmännchen, um sechs Uhr will der Agent mit dem neuen Vertrag bei uns vorsprechen“, sagte die Jüngere.

„Gott — Henrika, wann werden endlich die Aufnahmen hier zu Ende sein? Siehst du, Kopenhagen ist ja ganz nett, den Tee versteht man in Dänemark ausgezeichnet zu bereiten, und die Butterbrote sowie der frische Gurkensalat sind einfach — prima, aber mich hat das Heimweh nach Deutschland doch schon mächtig gepackt. Weißt du, Kind, ich möchte des Abends wieder mal an der Mitternachtsstunde, im Pavillon Schokolade trinken und den Schwänen Kuchenkrumen hinunterwerfen. Ja — danach sehne ich mich recht.“

„Gutes, armes Schimmelmännchen, ich hege dich so in der Welt herum.“

„Na ja, mein Herz, daran ist fürs erste nichts zu ändern. Das weiß ich ja. Ich rede auch bloß, um meinem Herzen wieder mal Luft zu machen. Heimweh, krank bin ich von jeher gewesen. Driiben in Kanada erst recht. Dort war es ganz arg damit. Deinem Freunde, dem Heino Gellert, gefällt es, wie es scheint, auch nicht sonderlich driiben. Wenn sein Gastspiel dort zu Ende ist, will er sich ja eilends nach Deutschland einschiffen. . . . Schrieb er dir nicht so lebhaft?“

„Ja, kein angekündigter langer Brief ist in diesen Tagen fällig. Er versprach mir eine wichtige Mitteilung zu machen.“

„Einen Heiratsantrag“, pläzte Frau Amalie Schimmelmännchen heraus.

„Aber Schimmelmännchen“, rief Henrika, halb lachend, halb ärgerlich — sie kannte ihre Pappenheimer — „du denkst immer gleich an derartige Dinge.“

„Nun — und warum sollte ich nicht? Der arme Baron Strodtmann ist jetzt über ein Jahr tot, du, seine schöne, interessante, reiche Witwe —“

„Hör auf, Schimmelmchen“, rief Henrika, nun ernstlich erzürnt. „Schimmelmchen, wenn ich nicht soviel Liebe und Freundschaft und Dankbarkeit für dich hätte — weiß Gott, deine ewigen Reden über dieses Thema brächten uns auseinander.“

„Aber warum denn, mein Herzblatt: Aus mir redet die Lebensweisheit einer alten, erfahrenen Frau“, versetzte Frau Amalie Schimmelbeck gelassen, ohne durch Henrikas schroffe Antwort irgendwie refräkt zu sein. „Du hast deiner ersten Liebestraum mit Schmerzen und Tränen begraben, du armes Kind, hast unendlich viel Schweres durchgemacht, das Schicksal ist dir — in meinen Augen wenigstens — einen Extraentschädigung für das, was es dich hat erdulden lassen, schuldig.“

„Das Schicksal hat mir ja bereits einen Ersatz geboten“, sagte Henrika leise, mit einem bitteren Unterton in ihren Worten. „Ich habe in jener entsetzlichen Nacht, als ich stundenlang ohne Bewußtsein neben dem Eisenbahnwaggon lag, alles verloren — den Mann, den ich liebte — und — meine Stimme. . . Das Schicksal aber war so gnädig, mir meine geschmeidigen Gliedmaßen zu erhalten.“

„Ja, es war eine wunderbare Fügung der Vorsehung, daß du nicht zerichmettert wurdest beim Sturz aus dem Eisenbahnwaggon. Und jetzt nennt man dich in Dänemark „Die Filmprinzessin“. Es gibt ja auch kaum eine Kinoschauspielerin, die sich mit dir messen könnte, Henrika.“

Frau Amalie Schimmelbeck redete gern und mit berechtigter Begeisterung von Henrikas schauspielerischen Erfolgen auf dem Gebiet des Kinodramas.

„Es ist nicht mehr als recht und billig“, fuhr sie fort, „daß die Filmgesellschaft Knudsen und Störsgaard dir deine Leistungen mit Gold aufwiegt. Bloß zu kühn bist du, mein Herzblatt. Wenn ich an die Szene mit dem Bräutigam denke, so überläßt mich noch immer eine Gänsehaut. Wie zwei Beseffene sind Regus und ich am Ufer auf und ab gelaufen, bis du endlich wieder an Land warst.“

„Daß gut sein, Schimmelmchen, du glaubst nicht, wie es mich immer und wieder lockt, mit der Gefahr zu spielen. — Das sind dann Höhepunkte in meinem Dasein. Du meinst sie so gut zu kennen und kennst sie doch nicht — die Henrika du Santos.“

„Die Baronin Strodtmann“, schaltete Schimmelmchen energisch ein.

„Henriette Santen und die Baronin Strodtmann sind in ein und derselben Stunde gestorben, nur Henrika du Santos lebt noch“, sagte die junge Frau mit gepreßter Stimme.

„Goldkind, wenn du dich davon überzeugen lassen wolltest, daß es bärer Wahnsinn von dir ist, deine Rechte als Witwe deines Vaters nicht seinen Verwandten gegenüber geltend zu machen. Sie sollen und müssen dich öffentlich anerkennen. Ich fühle mich moralisch dazu verpflichtet, es dir bei jeder Gelegenheit vorzuhalten, ich, die ich außer dem Prediger in England die alleinige Mitwisserin des Geheimnisses eurer Heirat bin.“

„Du hast mir fest versprochen, gegen jedermann darüber zu schweigen, Schimmelmchen“, sagte Henrika sehr ernst. „tatest du dies dennoch, so würde ich dich einfach tödlich strafen.“

Sie schritten auf dem fast menschenleeren Bahnsteig auf und nieder, den Zug aus Helsingör erwartend.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Kriegsgefangenen-schicksal in Frankreich.

Die Volksspende für die deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen, die in der vorvergangenen Woche unser Volk zu einer großen vaterländischen Opferfeier vereinigten, hat uns das Schicksal dieser unglücklichen Helden, die das traurigste Los zogen: unter unseren Feinden diese große Zeit verleben zu müssen, wieder lebendig vor die Seele geführt. Wie oft haben wir schon von ihren Leiden und Qualen gehört, und doch bringt jeder neue Bericht neue Züge des Jammers, die uns das Mitleid noch tiefer in die Seele brennen und uns noch mehr die Hände öffnen zur Vinderung ihres harten furchtbaren Schicksals. Zu den ergreifendsten Schilderungen dieses Kriegsgefangenenloos gehört die Erzählung eines deutschen Majors, der auf Grund seiner schweren Verwundung ausgetauscht wurde, und nun seine Erlebnisse in der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ mitteilt. In der Marneschlacht zu Anfang September 1914 durch einen Kopfschuß schwer verwundet, wurde er auf einem Krankenwagen von deutschen Schwestern nach Reims gebracht, geriet aber im Lazarett, als die Feinde die Stadt wieder besetzten, in französische Gefangenschaft. Die deutschen Verwundeten wurden nun in die Kathedrale von Reims geführt, um dort während der Beschießung zu bleiben: „Am 17. September erschien ein höherer französischer Sanitätsoffizier und sagte wörtlich: „Meine Herren, Ihre Landsleute beschließen die Kathedrale, es wird dabei Opfer geben. Sie sollen die ersten sein.“ Eine halbe Stunde später wanderte ich am Arm eines französischen Sanitätsunteroffiziers durch die dicht bevölkerten Straßen. Daß es bei diesem Gang nicht ohne die empörendsten Schimpfworte abging, wird jeder begreifen, der die leicht erregbare Volksseele unserer westlichen Nachbarn kennt. So fanden sich nun allmählich in der Kathedrale etwa 160 zum Teil schwer verwundete deutsche Offiziere und Mannschaften ein. In dem Miesenbau der Kirche lagen wir auf dem kalten Steinboden, der nur ganz spärlich mit Stroh bedeckt war. Sämtliche Ausgänge waren durch französische Posten besetzt, die mit aufgefingtem Bajonett Wache hielten. Da in der Beschießung eine Pause eingetreten war, herrschte in der Kathedrale ein buntes Leben. Zwischen den Gefangenen bewegten sich nicht nur französische Offiziere und Mannschaften, sondern auch Zivilpersonen. Eine der letzteren fing mit uns ein Gespräch an und meinte ganz bieder, es sei gar nicht zu verwundern, daß die Deutschen die Kathedrale beschossen, dicht daneben, auf den Boulevards, ständen ja französische Batterien. Diese Offenherzigkeit schien einem französischen Unteroffizier wenig zuzusagen, denn er beförderte den Schwächer recht unsanft hinaus. Eine kleine Episode möge hier noch erwähnt sein, die ein grelles Licht auf die Ritterlichkeit französischer Offiziere verwundeten Gefangenen gegenüber wirft. Ein junger Leutnant trat an uns Offiziere heran, sah uns mit verächtlichem Blick an, beschimpfte aufs gröblichste unseren Kaiser, den Kronprinzen und das deutsche Offizierkorps. Nachdem er so seinem Empfinden Ausdruck gegeben, spie er vor uns aus und wandte sich, stolz auf seine Heldentat, ab. Gegen Mittag begann die Beschießung von neuem.“ Die Neugierigen verschwanden sofort; die Deutschen waren mit ihren Aufsehern allein. „Plötzlich ein donnerähnliches Krachen, ein Klirren und Bräseln einstürzender Fenster, gefolgt von marteerschütternden Schmerzensrufen. Eine der schweren Granaten war dicht neben der Kathedrale geplatzt, einen Hagel von Sprengstücken in das Innere der Kirche auf die eng nebeneinanderliegenden Verwundeten ergießend. Die Wirkung war furchtbar, fünf Mann waren auf der Stelle tot, etwa 15 verletzt, zu denen auch ich gehörte. So weit es möglich war, wurde den Betroffenen Hilfe gebracht, wobei dankbar der aufopfernden Tätigkeit eines selbst schwer verwundeten deutschen Stabsarztes sowie dreier deutscher Krankenschwestern gedacht sein soll.“

Bei der Beschießung am folgenden Tage geriet das Daugepist an der Außenseite der Kirche in Brand, und bald drang das Feuer auch in das Innere. Zum Löschen mußten die deutschen Gefangenen auch einen mit Suppe gefüllten Eimer verwenden, so daß ihnen zur Nahrung nur ein kleines Stück Brot übrig blieb. Die Flammen loderten hell auf, und dabei



Liebe und Mordhug lassen sich nicht verheiraten.

Verst. d.

Rauch erfüllte die Kirchenschiffe. „Die Kirche verlassen, konnten wir nicht, draußen standen die Posten, die auf jeden zu schießen drohten, der den Versuch machte, ins Freie zu gelangen. So blieb uns die Wahl, entweder elend zu ersticken oder draußen in die französische Bajonnette zu rennen. In dieser höchsten Not nahm die Rettung in Gestalt eines Pfarrers der Kathedrale. Mit den Worten: „Meine Herren, ich werde Sie hier nicht verbrennen lassen, folgen Sie mir“, öffnete er die Kirchentür und trat hinaus. „Wenn Ihr schießen wollt, so müßt Ihr mich zuerst erschießen, ich führe die Deutschen hinaus!“ rief dieser Tapfere den französischen Soldaten zu, die tatsächlich die Gewehre senkten. Fast gleichzeitig kam ein französischer Offizier angesprengt mit der Erlaubnis der Kommandantur, uns aus der brennenden Kirche herauszulassen.“ Unter tierischem Gebrüll und sogar Steinwürfen der Volksmenge wurden die Gefangenen fortgeführt und dann nach Angers in ein Lazarett gebracht, wobei sie auf der Fahrt nur durch mitleidige Juaven vor dem Hungertod errettet wurden. In Angers war der Chefarzt ein wütender Deutschhasser, der sich ärztlich nicht betätigte, aber desto eifriger spionierte. So war es für den Major eine Erlösung, als er nach dem Gefangenendepot Cholet gebracht wurde, wo zwar Aufenthalt und Verpflegung recht minderwertig waren, aber doch ein Verkehr mit Kameraden und mehr Bewegungsfreiheit gestattet wurde. Nach langen eintönigen Tagen schlug ihm die Befreiungsstunde, und er wurde wegen der Schwere seiner Verwundung ausgetauscht. (Zens. Bln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die erste Seeschlacht mit Panzerschiffen. (Zum 50. Jahrestag der Schlacht bei Lissa.) Einer jener Zufälle der Weltgeschichte, die so merkwürdig wie sinnvoll sind, fügte es, daß die größte Schlacht mit Panzerkreuzern, der ruhmreiche Seesieg Deutschlands über England vor dem Slogerok, sich gerade ein halbes Jahrhundert nach der ersten Seeschlacht ereignete, in der Panzerschiffe zur Verwendung kamen. Kaum zwei Monate trennen die Schlacht vor dem Stageral von dem Datum der Schlacht bei Lissa, deren 50. Jahrestag wieder in der Zeit eines Krieges zwischen Österreich und Italien fällt. So steht am Anfang und am Ende von 5 Dezennien ein denkwürdiger Kampf zur See, der Österreichs und Deutschlands kühne Kraft auf dem Meere zu volstem Ausdruck bringt. Seit den Tagen von Abukir und Trafalgar war es in den europäischen Gewässern zu keinem Kampf großen Stils mehr gekommen, bis es Österreich, das damals noch mehr Binnenland war als die meisten übrigen europäischen Länder, beschieden wurde, eine neue große Seeschlacht zu schlagen. Und wie heute, so war auch damals der an Zahl überlegene Gegner zum Verlust seiner Seerückerschiff gezwungen. In der jetzigen Zeit der größten technischen Vervollkommenheit erscheint es von besonderem Interesse, sich daran zu erinnern, daß vor 50 Jahren bei Lissa zum ersten Male Panzerschiffe in offener Seeschlacht einander gegenüber standen. Zwar hatten schon Frankreich und England Panzerschiffe gebaut, und die letzteren waren in Einzelgefechten im amerikanischen Bürgerkriege ins Feuer gekommen. Die Schlacht bei Lissa aber ließ zum ersten Male große Panzerschiffe sich miteinander messen. Der damalige Etand der italienischen Flotte, für die seit dem Jahre 1860 200 Millionen Francs ausgegeben worden waren, ließ eine Niederlage der Österreicher befürchten. An gepanzerten Kreuzern, die allein als Schlachtschiffe zählen konnten, besaß Italien 12, Österreich aber nur 7, von denen zwei noch in der Ausrüstung begriffen waren. Alles in allem, gepanzerte und nicht gepanzerte, hölzerne Kriegsschiffe einbezogen, war das Verhältnis des Tonnengehaltes der österreichischen Kriegsmarine zu dem italienischen wie 1:2,44. Hochmütig, wie in neuer Zeit die englische Seemacht waren damals die Italiener, und der am 5. Juni 1866 erlassene Befehl an den italienischen Admiral Persano lautete kurz und bündig: „Das Adriatische Meer vom Feinde zu säubern, diesen angreifen und zu bloßlegen, wo er ihn findet.“ Aber wie deutliche englischer Hochmut vor deutschem Mut und deutscher Führung weichen mußte, so sollte es vor 50 Jahren dem Mut der Österreicher und dem Genie ihres Admirals Wilhelm v. Tegetthoff gelingen, durch energische Zusammenfassung

ihrer bescheidenen Streitmittel den mächtigen Feind zu schlagen. Um 10 Uhr morgens des 20. Juli 1866 sichteteten die Italiener vor dem felsigen Giland von Lissa die im Nordwesten auftauchende österreichische Flotte, die im Gilemms herankom. Tegetthoff hatte seinen Plan darauf, die italienische Flotte in kühnem Vorstoß anzugreifen und so zum Wanken zu bringen. In seinen Instruktionen betonte er, daß es Aufgabe der Panzerschiffe sei, ohne Zögern den Feind anzugreifen und in Grund zu bohren. Persano war bereit, die Schlacht aufzunehmen und befohl seinerseits den italienischen Panzerschiffen, den Österreichern den Weg zu verlegen. Die Flotte Tegetthoffs lief von der Kede zu Fasana in voller Schlachtordnung aus, das Kommando über die Abteilung der Panzerschiffe führte Tegetthoff selbst. In dem nach Tegetthoffs Absichten erfolgenden dichten Schiffsgemenge war Persano noch in der Lage, unmittelbar vor dem ersten Zusammenstoß sein verspätet eingetroffenes, bestes Panzerschiff, den „Affondatore“, zu besteigen. Das Schlachtschiff zeigte im wesentlichen zwei Anäuel, innerhalb deren die Gegner sich z. T. beschossen, z. T. mit voller Kraft einander zu rammen suchten. Die Schrecken der Seeschlacht waren dadurch erhöht, daß hier zum ersten Male Panzerschiffe in offenem Kampf standen, die mit vollem Dampf gegeneinanderfuhren und sich in die Flanke des Gegners zu bohren suchten. Es erscheint nicht übertrieben, wenn man später aussprach, daß in dieser ersten Panzerschiff-Schlacht die ursprüngliche Taktik des modernen Seegefechtes geboren wurde. Die Entscheidung fiel im Zentrum des Getümmels, wo die Admiralsflagge Tegetthoffs von dem Mast seines Panzerschiffes „Ferdinand Max“ wehte. Der große italienische Panzer „Re Italia“ wurde durch den anrennenden „Ferdinand Max“ zersplittert und so in den Grund gehohlet. Tegetthoffs Hauptziel war erreicht, die damals weltberühmten Panzerschiffe des Admirals Persano ließen dem österreichischen Angriff nicht standhalten vermocht. Damit war die Schlacht entschieden, und als um 2 1/2 Uhr nachmittags im Angesicht beider Flotten der für damalige Verhältnisse gewaltige italienische Panzer „Palestro“ mit einem Donnerschlag entzweibart und versank, hatte der Schlacht des ungeheuren Schaupiels — der ersten Seeschlacht mit Panzerschiffen — mit dem untestrittenen Siege der Österreicher sein Ende erreicht.

Das Papierlaster des französischen Parlaments. Wie sehr der Krieg die Wertung der allgemein gebrauchten Gegenstände und Materialien verändert hat, zeigt der Ruf nach altem Papier, der in Frankreich gegenwärtig in allen Kreisen laut wird. Während man früher das Publikum nur aufforderte, sein Gold an den amtlichen Stellen abzuliefern, wird jetzt jeder Franzose dringend gebeten, alles erreichbare Papier, möge es nun bedruckt, beschrieben oder bemalt sein, zur Bürgermeisterei zu tragen, wo für jedes Pfund Papier 20 Centimes ausgezahlt werden. Eine Zeitlang war man sich über diese klingende Belohnung uneinig, und man schlug aus Sparsamkeitsrückichten vor, sich bei dieser organisierten Papierammlung mehr an den Edelmut der Bürger zu wenden und jede Ablieferung einer gewissen Menge Papier durch ein in feierlichen Wendungen gehaltenes Diplom zu belohnen. Aber der Einwand, daß dies bis zu einem gewissen Grade den Teufel mit Beelzebub auszutreiben hieße, da ja bekanntermaßen auch zur Herstellung von Diplomen Papier verwendet werden muß, ließ den Rat der Weisen in Frankreich die besagte Geldbelohnung einstimmig beschließen. Diese Gelegenheit benützte das „Journal des Débats“, um die ganze Schale seines Spottes über die französischen Abgeordneten auszugießen, da die Papierverschwendung des Parlaments in Frankreich schon bisher eines der Hauptziele der mit der Organisation des Krieges unzufriedenen Presse in ihren Angriffen war. Darum regt das Blatt die Frage an, wie viel Geld wohl die Abgeordneten erhalten würden, wenn sie alle Akten, Erlasse, Stenogramme und sonstigen wertvollen Dokumente, die seit Kriegsausbruch in ungeheuren Massen aufgehäuft wurden, zur genannten 20-Centimes-Lage abgeliefert. Auf diese Weise könne man zum erstenmal den Wert der Beredsamkeit der französischen Abgeordneten zahlenmäßig ausdrücken. Da aber die aus dem Erlös des nicht mehr gebrauchten parlamentarischen Papiermaterials sich ergebende Summe nicht öffentlich bekanntgegeben werden wird, muß man sich begnügen, sich in mehr oder weniger riesenhaften Vermutungen zu ergeben. Wenn ein Privatmann, heißt es, das Resultat der Lasterhaftigkeit des französischen

Parlaments in puncto Papier in einem Schuppen oder Lagerhaus in Paris aufspeichern sollte, müßte er mindestens 20.000 Franken jährlicher Raummiere zahlen. Danach könnte man sich wohl von dem Eifer des französischen Parlaments ein einigermaßen entsprechendes Bild machen; wie es jedoch um den geistigen Wert dieser Auslassungen stehe, sei eine viel tiefere Frage, die wohl für immer ein Geheimnis bleiben wird.

Die „Daily Mail“ als Ratgeber für Ehefrauen. Die Poesie der Ehe hat in England unter der Einwirkung des Krieges seltsame Umwandlungen durchgemacht. Als der Rekrutierungsplan Lord Derby's — der übrigens längst sein völliges Niaslo erleben mußte — bekannt wurde, schenkte man der Mitteilung von der Dienstfreiheit der verheirateten Männer ganz besondere Beachtung. Die Folge war, daß Tausende von wenig kriegsgedürstigen Männern sich in das jedenfalls weniger lebensgefährlichere Abenteuer der Ehe stürzten. Aber da in Großbritannien auch die Regierungsversprechungen keinen Ewigkeitswert besitzen, wurde die Dienstpflicht bald auch auf die verheirateten Kandidaten des Derby-Systems ausgedehnt. Nun sitzen die unglückseligen englischen Männer, die auf so schlaue Weise den Gefahren an der Front enttrinnen zu können gedachten, in der Falle. Sie werden trotz alledem Soldaten und haben außerdem die goldene Freiheit ihres Junggefellensdaseins eingebüßt. Daher befürchtet man, daß die Zahl der Ehescheidungsanträge sich bald ebenso häufen könnte wie vorher die der Eheschließungen. Um dem vorzubeugen, sucht die „Daily Mail“ durch eine Reihe sorgfältig nummerierter Ratsschlüsse für die jungen Frauen das lose Eheband fester zu knüpfen. „Die Hauptsache in der Ehe“, versichert das Blatt mit gewichtigem Nachdruck, „war, ist und bleibt die Liebe. Und die meisten Ehen werden nur darum aufgelöst, weil die Frauen sich nicht genügend bemühen, die Liebe ihrer Männer zu bewahren. Die meisten Frauen, besonders in England, glauben durch den Ehering den Mann zu ewig gleichbleibender Liebe gezwungen zu haben und verzichten daher auf jede weitere Bemühung in dieser Richtung. Sie verlassen sich auf die Gesetze der Kirche, ohne die Gesetze des menschlichen Herzens in Betracht zu ziehen. Die folgenden Ratsschlüsse sind einzig und allein geeignet, den Frauen die Liebe und Bewunderung zu sichern, die sie wünschen: 1. Halte dich immer gesund, so wirst du deine Schönheit am sichersten bewahren. Bewegung und ein tätiges, nicht im Luxus vergehendes Leben sind hierzu die besten Mittel. Belaste nicht deinen Mann mit den kleinsten Sorgen, die mit dem Ernst des Lebens nichts zu tun haben. 2. Halte deinen Haushalt durch persönliche Aufsicht in Ordnung. Lasse die Wäsche nach Möglichkeit im Hause waschen, um zu sparen, treibe aber nicht die Sparsamkeit in falscher Weise, indem du zu Hause ungepflegt und in Gesellschaft überflüssig gesehest erscheinst. 3. Folge in deiner Kleidung nicht jeder Modetorheit wie eine Anziehungssuppe. Bedenke dabei stets die Grenzen des Einkommens deines Mannes. 4. Lese gute Bücher und bringe den Geschäften deines Mannes Interesse entgegen. Höre auf die Meinungen erfahrener Leute, bevor du dir eigenwillig ein Urteil bildest. 5. Wende deinen Liebreiz deinem Gatten gegenüber auf und benutze die Waffen, die dir die Natur verliehen hat, nicht im Klub oder im Seebad, sondern zu Hause. 6. Suche den Ernst und die Sorgen des Lebens zu verstehen.“ Es fällt nicht schwer, aus diesen Ratsschlüssen der „Daily Mail“ die Bemühung herauszulesen, dem Ernst des Krieges wieder einmal die dem englischen Publikum gegenüber so notwendige Betonung zu verleihen. Wie aber die englischen Frauen der „Daily Mail“ gehorchen werden, bleibt eine andere Frage. . .

Der Kraftwagen als „Eisfabrik“ an der Front. Die Konservierung der Lebensmittel bei einem über mehrere Sommer sich erstreckenden Stellungskrieg spielt für die Front eine geringere Rolle als im Inland. Die Zuhilfenahme der Kälte stößt nun bei den primitiven Lebensbedingungen, unter denen die Truppen im Felde, auch noch in der Steppe, naturgemäß zu leben haben, auf große Schwierigkeiten. In manchen Fällen hat man sich durch Aufspeicherung von Naturis in zu diesem Zweck teilweise dicht bei der Front eingerichteten Eiskellern zu helfen vermocht. Der Ausbau solcher „Kriegseiskeller“ ist aber schon durch die auf großen Strecken vollkommen ungeeigneten topographischen Verhältnisse sehr eingeengt, außerdem noch in seiner Verwendbar-

keit von den Zufälligkeiten kleiner Frontverschiebungen u. a. beeinträchtigt. Es ist darum der hochentwickelten deutschen Kältetechnik als ein besonderes Verdienst anzurechnen, daß sie auch den hier vorliegenden, ganz neuen Anforderungen in verhältnismäßig kurzer Zeit durch den Bau von Eis-erzeugungskraftwagen zu entsprechen vermochte. Diese sollen, wie aus der Zeitschrift für „Eis- und Kälteindustrie“ zu ersehen ist, überall dort, wo ortsfeste Erzeugungsanlagen sich von selbst verbieten, besonders also in nächster Nähe der Front, das benötigte Kunsteis zu liefern imstande sein. Die ganze Apparatur ist bei diesen Wagen auf einem einzigen schweren Lastautomobil untergebracht. Die Eis-erzeugung erfolgt mit Hilfe eines besonderen, vom Fahrzeugemotor unabhängigen Benzinmotors, der auch während der Fahrt seine Arbeit fortsetzen kann. Um Platz bei der Austeilung der erzeugten Eismenge zu schaffen, sind die Seiten- und Stirnwände des Wagens zum Herabklappen eingerichtet und mit Stützen versehen, so daß sie Bodenungsbühnen bilden, welche die ganze Anlage bequem zugänglich machen. (Zens. Bln.)

Kriegspreise unserer Arzneien. Es ist in jüngster Zeit angeregt worden, unter den Mitgliedern der Krankenkassen „arzneilose Tage“ einzurichten, weil angeblich auch unsere Vorräte an Arzneimitteln einer kriegsgemäßen „Streckung“ bedürfen. Gegen ein solches unsinniges Verlangen wendet sich ein bedeutender Auffach des Königsberger Professors Hermann Fühner, der in der nächsten Nummer der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ erscheint und die günstige Lage des deutschen Arzneimittelmarchtes einwandfrei beleuchtet. Zwar sind auch in Deutschland die Arzneimittelpreise im Kriege etwas gestiegen, aber doch nur in einzelnen Fällen und in so mäßiger Weise, daß ein Vergleich mit den Verhältnissen im Ausland sehr zu unseren Gunsten ausfällt. Um nur einige Beispiele zu nennen, so betrugen die Preise in England im April 1916 für ein Kilogramm Acetylsalicylsäure 117 M., in Deutschland 7,20 M., für Koffein in England 1025 M., in Deutschland 210 M., für Phenacetin in England 163 M., in Deutschland 8,30 M., für Kreosot in England 24,75 M., in Deutschland 4,60 M. usw. Von einer wirklichen Teuerung, wie sie sich im Ausland vielfach in gefährlicher Weise bemerkbar macht, kann also bei uns nicht die Rede sein. Die Überlegenheit der deutschen Arzneimittelproduktion über die des Auslandes geht schon daraus hervor, daß Deutschland im Jahre 1913 die Menge von 25.077 Doppelzentnern an Erzeugnissen seiner chemisch-pharmazeutischen Industrie ausführte, während es im gleichen Zeitraum aus dem Ausland nur 2967 Doppelzentner an Arzneimitteln einfuhrte. Was an Arzneimitteln aus dem Ausland zu uns kam, ist natürlich im Preise gegenüber den Friedenszeiten gestiegen; es kann aber leicht entbehrt oder ersetzt werden, während das feindliche Ausland für unsere unentbehrlichen deutschen Erzeugnisse, von der Salizylsäure sowie den künstlichen Fieber- und Schlafmitteln angefangen bis zu dem Salvarsan, fabelhafte Summen bezahlen muß. Bei den im Kriege wichtigsten Arzneimitteln, den narkotischen Mitteln, besonders Chloroform und Äther, sind trotz des vermehrten Bedarfes bis vor kurzem kaum nennenswerte Preiserhöhungen eingetreten; erst in jüngster Zeit sind sie teurer geworden; das gleiche gilt vom Opium. Aber eine Preissteigerung dieser schmerzstillenden Mittel ist eine unabwendbare Begleiterscheinung jedes Krieges. Unverändert sind bisher die Arzneipreise für Jod geblieben, obwohl fast alles in Deutschland verbrauchte Jod aus dem Ausland, hauptsächlich aus Chile, bezogen wurde. Es müssen also noch große Jodvorräte bei uns vorhanden sein, aber immerhin ist Sparsamkeit geboten, die sich bei den zahlreichen Ersatzmitteln für seine äußerliche Verwendung leicht vornehmen läßt. Erheblich teurer geworden sind alle Fette; es ist daher bei der Beschreibung von Salben in erster Linie ein weißes Hauskalten zu empfehlen. Unser wichtigstes Heilmittel, die in Deutschlands Gebirgswäldern heimische Digitalis, ist im Kriege nicht teurer geworden. An die Stelle des im Preise gestiegenen Chinin treten bei der Bekämpfung des Fiebers die künstlichen Fiebermittel, die unsere Industrie in großer Mannigfaltigkeit herstellt. Erschöpft dürfen in absehbarer Zeit die Vorräte an zwei heute schon teuren südamerikanischen Drogen sein: dem Perubalsam und dem Sabadillamen. Doch auch ohne sie läßt es sich auskommen, so daß wir Deutsche in der so wichtigen Frage der Arzneimittel völlig ruhig in die Zukunft blicken können.